



VERGESSEN UND VERSEUCHT

Container, Pappe, Plastik: ein Lager für 600 Roma im Kosovo, eingerichtet von den Vereinten Nationen. Ein Provisorium, aber das ist nicht das Schlimmste. Das Schlimmste ist das Blei. Der Boden ist voll davon, der Staub in der Luft macht die Kinder krank. Seit elf Jahren warten die Roma auf die versprochene Umsiedlung

✦ Text: Daniela Schröder Fotos: Kathrin Harms





„Wir leben seit elf Jahren im Blei“: Flanza Jahirovic sorgt sich um ihre Töchter Sara und Servergan (rechts)

Adim malt ein Haus. Es ist groß, füllt fast das ganze Blatt. Mitten im Haus sitzen Strichmännchen an einem Tisch. Neben dem Haus steht ein Apfelbaum. Adim geht zu den Kindern am Nachbartisch und tauscht seinen braunen Stift gegen einen roten, damit malt er die Äpfel aus. „Hat das Haus Strom?“, fragt die Lehrerin. „Gibt es eine Toilette?“ Adim zeichnet ein Auto neben das Haus, auch in Rot. „Schluss für heute“, ruft die Lehrerin, Adim schnappt sein Blatt und rennt nach Hause.

„Junge, was hast du da?“, fragt seine Mutter Flanza. Sie steht am Herd und röstet Paprika. Adim schweigt. „Was für ein schönes Haus du gemalt hast“, sagt Flanza und wuschelt ihm durchs Haar. „Komm, häng’ das Bild an die Wand, damit es alle sehen können.“ Adim aber geht zum Küchenschrank, räumt T-Shirts aus dem untersten Fach, legt sein Bild hinein und stapelt die T-Shirts wieder darauf. In einem Haus mit Küche und Bad hat Adim noch nie gewohnt. Er kennt nur das Leben in einem Metallcontainer mit Zimmern aus Pappwänden. Abends legt er sich auf einer Matratze zu den Eltern und Geschwistern auf den Boden. Im Winter macht morgens die Mutter Wasser auf dem Herd warm, den Rest des Jahres waschen sich alle draußen am Becken.

In den Lagern bei Mitrovica wohnen mehr als 100 Familien der Roma-Minderheit im Kosovo – fast 600 Erwachsene und Kinder. Die Stadt im Norden des Landes ist in einen serbischen und einen albanischen Teil geteilt. In Mitrovica lebte einst die größte Roma-Gemeinde des ehemaligen Jugoslawiens in einer Siedlung südlich des Ibar-Flusses. Mehr als 8000 Menschen wohnten dort. Ende der 90er Jahre begann der Krieg zwischen Serben und Kosovo-Albanern. Als er im Juni 1999 endet, wird die Stadt entlang des Ibar geteilt. Die Albaner im Südteil rächen sich für Gewalttaten Serbiens an den Roma, die sie für Handlanger der Serben halten. Die Roma-Siedlung wird niedergebrannt. Die Familien können fliehen, einige in die Nachbarländer oder nach Westeuropa. Die meisten flüchten in den serbisch kontrollierten Nordteil von Mitrovica.

Dort suchen auch Adims Eltern, Feruz und Flanza Jahirovic, Schutz. Das Flücht-

lingshilfswerk der Vereinten Nationen quartiert die Roma in Lagern ein, die auf dem Gelände einer Bleimine und -schmelze errichtet werden. Das Gebiet gilt als hochgradig bleiverseucht. Alles nur vorübergehend, versprechen UN-Vertreter. Als kurz darauf bei KFOR-Soldaten in Mitrovica hohe Bleiwerte im Blut gemessen werden, lassen die UN die Gegend untersuchen. Eine KFOR-Kaserne nahe der Mine wird geräumt. Die Roma bleiben in den Übergangslagern.

Mitrovica ist eine verseuchte Stadt. 2004 messen Teams der Weltgesundheitsorganisation WHO einen Bleigehalt im Boden, der zehnmal höher liegt als der Grenzwert in Großbritannien. Die Roma in den Lagern haben drei- bis viermal so viel giftiges Schwermetall im Körper wie die anderen Einwohner der Stadt. Bei einigen Kindern messen die Ärzte mehr als 650 Mikrogramm Blei pro Liter Blut, höhere Werte können die Geräte nicht anzeigen. Die WHO warnt bereits vor einem Blutspiegel über 100 Mikrogramm.

„Unsere Kinder schliefen nicht mehr durch“, berichtet Flanza. Sie wachten nachts immer wieder auf und erzählten, dass sie schlecht geträumt hätten. Tagsüber war ihnen oft schwindelig. Sie fühlten sich ständig müde, hatten Kopfschmerzen oder Bauchweh. Dann mussten sie sich übergeben, erzählt Flanza: „Ich wusste nicht, woher das kommt, ich wusste nicht, was ich mit ihnen machen sollte.“

Im März 2005 beschließt ein Bündnis aus internationalen Organisationen, Nichtregierungsgruppen und kosovarischen Behörden einen „Notfall-Handlungsplan zum Umsiedeln der Roma-Gemeinschaft“. Die zerstörte Roma-Siedlung am anderen Ende der Stadt soll wieder aufgebaut werden. Bis es so weit ist, könnten die Menschen in der leerstehenden KFOR-Kaserne wohnen. Obwohl keine hundert Meter vom Lager entfernt, sei dort die Belastung geringer. Zwölf Monate später siedeln UN-Mitarbeiter einen Teil der Familien in die Armeecancontainer um. Die WHO startet ein Ernährungsprogramm und verteilt im neuen Lager Pakete mit Essen. Nahrung mit ausreichend Eisen, Calcium und Zink soll die Menschen widerstandsfähiger gegen das Blei machen.



„Ich bin Optimist, aber ich habe langsam keine Kraft mehr“: Feruz Jahirovic mit seinem Neffen Dzemzit

Die USA stellen eine Million Dollar zur Verfügung, damit die UN eine Gesundheitsstation einrichten. 40 Kinder werden ein Jahr lang mit Medikamenten behandelt, die das Blei aus dem Körper schwemmen sollen. Der leitende serbische Arzt beschwert sich mehrfach, dass er die Kinder an dem Ort behandeln muss, der sie vergiftet hat. Im Herbst 2007 schließt die Station wieder. Auf Bitten der Roma-Familien testen Ärzte im Jahr darauf das Blut der Kinder. Wieder zeigen die Geräte Höchstwerte an. 21 der 53 untersuchten Kinder sind lebensgefährlich stark verseucht. Bis heute sind es die letzten Tests.

Feruz breitet die Atteste des Prüflabors auf dem Teppich aus. „Adim – 361 Mikrogramm“, zählt er auf. „Gzimi – 347 Mikrogramm. Venera – 379. Sara – 379. Musa – 520.“ Feruz sammelt die Dokumente wieder ein, heftet sie in eine Mappe. „Das war vor zwei Jahren“, sagt er leise.

Den giftigen Bleistaub atmen seine Kinder weiterhin jeden Tag ein, der Wind weht ihn von der Mine herüber. „Wir halten alles sehr sauber“, sagt Feruz. „Wir pflanzen im Camp nichts an, niemand hier hält sich

eine Ziege oder Hühner. Aber ich kann meine Kinder doch nicht einsperren, um sie vor dem Blei zu schützen.“ Sara kommt ins Zimmer. Sie trägt helle Jeans-Shorts und einen pinkfarbenen Pulli. Pink ist ihre Lieblingsfarbe, erzählt sie, noch vor Rot und Lila. Sara hüpfte auf ein Sofa. Dann wieder herunter, hinauf, herunter, hinauf, ihre langen braunen Haare fliegen. „Komm zu Papa“, winkt Feruz sie zu sich.

Er öffnet ihren Mund. Saras Zähne sind graue Stümpfe. Ihr Zahnfleisch hat schwarze Streifen. Feruz ist 39, Flanza 36, sie haben neun Kinder. Sara ist ihr Sorgenkind. „Sie ist oft sehr schwach“, erzählt Feruz. „Sie hat ein krankes Herz. Neulich lief sie blau an, sie war ganz steif. Ich habe ihr kaltes Wasser ins Gesicht gespritzt, irgendwann ist sie wieder aufgewacht.“ Sara schüttelt den Kopf, ihre Haare fliegen. „Ich habe geschlafen, Papa.“

Seit die Roma in den Lagern leben, sind etwa ein Dutzend Kinder unter zehn Jahren gestorben. Genaue Zahlen gibt es nicht, die UN-Mitarbeiter haben keine Statistiken geführt und auch die Todesursachen nicht ermittelt. Für die Kinder ist das Leben in



den verseuchten Camps am gefährlichsten. Ihre Körper nehmen Schwermetalle schnell auf, das Blei beschädigt ihre Organe, besonders die Nieren. Schon in geringer Konzentration zerstört Blei das Nervensystem. Es behindert das Wachstum und die Entwicklung des Gehirns, lässt sie anfällig werden für Krankheiten aller Art. Und sie geben das Blei an ihre Kinder weiter. Schon jetzt haben Mädchen mit 15 oder 16 Jahren eine Fehlgeburt oder bringen behinderte Babys auf die Welt.

Bis vor wenigen Monaten kam zwei Mal pro Woche eine Krankenschwester in die Lager. Wen sie nicht behandeln konnte, den schickte sie zum Krankenhaus. Weil der serbische Teil Mitrovicas von Belgrad unterstützt wird, zahlt Serbien die Arztbesuche der Roma, die im Norden der Stadt wohnen. Medikamente aber müssen sie selbst kaufen.

„Dafür fehlt uns das Geld“, sagt Feruz. Etwa 90 Euro Sozialhilfe bekommen die Familien im Lager, zwei Drittel davon zahlt der serbische Staat. „Das reicht nicht, um satt zu werden“, sagt Flanza. Die Lebensmittelpreise im Kosovo sind erneut gestiegen, bei Brot um 20 Prozent – das Pfund kostet knapp 40 Cent, ein Liter Milch mehr als 80 Cent. Um ihre Familien über Wasser zu halten, suchen die Männer nach Metall, das sie verkaufen können, die Jungen wühlen in Müllcontainern nach Essbarem.

Über der Bleimine steht die Abendsonne, die Abraumhalden sehen wie baumlose, schwarze Bergrücken aus. Am Wasserbecken schrubben Mädchen einen Teppich, eine Gruppe kleiner Jungen trainiert Fußball, die Männer sitzen vor den Wohncontainern. Feruz' Nachbarn spielen Schach, andere trinken Bier, reden und rauchen. Plötzlich gibt es Streit. Zwei Männer schreien sich an. Es geht um Geld, das sie bei einem Aushilfsjob auf dem Bau verdient haben und das der eine angeblich für sich behalten hat. In den Vorbauten der Container stehen die Frauen am Herd und kochen, kleine Radios spielen laute Musik. „Es gibt Essen!“, ruft Flanza, als Erster sitzt Feruz auf dem Küchenboden.

Klein und drahtig ist er, alle seine Kinder haben sein offenes Lachen. **„Ich bin ein großer Optimist“, sagt Feruz. „Ich bin ein gläubiger Muslim und bete jeden Tag. Aber ich habe langsam keine Kraft mehr, ich bin oft sehr müde.“ Flanza schaut ihn an, sie sagt nichts. „Wir leben**

seit elf Jahren im Blei“, sagt Feruz und legt seine Gabel neben den Teller. „In den elf Jahren sind viele Helfer hier gewesen, aus ganz Europa, aus Amerika, aus der ganzen Welt. Aber niemand hat uns geholfen hier herauszukommen.“

Die Vereinten Nationen als Zwischenverwalter des Nachkriegskosovo hatten sich 1999 selbst dazu verpflichtet, für die sichere und freie Rückkehr aller Flüchtlinge und Vertriebenen in ihre Heimat zu sorgen. Ein Klageversuch von Roma-Aktivistinnen vor dem Europäischen Menschenrechtsgerichtshof wurde 2006 abgewiesen: Die UN seien kein Staat, der wegen Menschenrechtsverletzungen angeklagt werden könne. Zur Frage nach Entschädigungszahlungen für die Familien steht nach wie vor eine Entscheidung der UN aus. Im Mai 2008, drei Monate nachdem die Regierung des Kosovo die Unabhängigkeit des Landes erklärt hatte, gaben die UN die Verantwortung für die Roma-Lager an Pristina ab.

Heute verwaltet und finanziert im Auftrag der kosovarischen Regierung eine örtliche NGO die Camps. Um den Wiederaufbau der alten Roma-Siedlung kümmern sich nun die US-Behörde für Entwicklungszusammenarbeit und die Europäische Kommission. Einige Häuser stehen bereits, manche Familien sind dorthin umgezogen. Doch die ersten sind wieder in die Lager zurückgekehrt.

„Es gibt keine Arbeit dort“, sagt Feruz' Nachbar. „Sozialhilfe kann ich nicht bekommen, weil ich keinen Kosovo-Pass habe. Die Serben geben mir natürlich nichts mehr, wenn ich im Süden wohne. Wer wird dafür sorgen, dass meine Kinder wieder gesund werden? Wie sollen sie sicher in die Schule kommen, wenn sie dafür über die Brücke in den Nordteil gehen müssen?“

„Wir haben den Krieg damals nicht gewollt“, sagt Feruz. „Jetzt stehen wir zwischen beiden Seiten und stören alle. Wir sind ein eigenes Volk, aber wir haben keine Leute in der Regierung, in den Krankenhäusern. Niemand gibt uns unsere Rechte, niemand will uns hier. Es nützt nichts, wenn andere Länder Geld schicken, denn es kommt bei uns nicht an.“ Feruz redet immer lauter, immer schneller. Der



Viele Kinder im Lager sind wegen des Bleis krank. Auch Florim, der Sohn von Fatima Jahirovic (unten)



Nachbar zündet sich eine neue Zigarette an, Feruz legt einen Scheit Holz in den Ofen. „Wir möchten nur frei sein“, sagt er und stochert in der Glut. „Ich wünsche mir oft, dass ich woanders geboren wäre. Am liebsten möchte ich in ein anderes Land gehen, damit meine Kinder in Frieden aufwachsen wie normale Menschen.“

Ein Traum, der ein Traum bleiben wird. Das weiß Feruz seit fünf Jahren. Damals zog sein Bruder Agron Jahirovic mit seiner Familie in das Camp. Vorher hatten sie 17 Jahre in Deutschland gelebt, vier der sechs Kinder sind dort geboren. Dann wurden sie zurück ins Kosovo abgeschoben. Für die Kinder aber war es keine Rückkehr.

Ich kenne dieses Land nicht, sagt Sultan, er ist 13. „Germano“ rufen ihn die Kinder im Lager: „Was willst du hier, Deutscher?“ Seine Schwester Suada, 16, träumt von einer Lehre als Friseurin. Seine großen Brüder arbeiten ab und zu auf einer Baustelle, seine große Schwester Fatima, 21, hat einen kleinen Sohn, Florim.

Als sie im achten Monat schwanger war, versuchte sie mit ihrem Freund, über Ungarn nach Deutschland zu gelangen. Doch ungarische Polizisten erwischten die beiden und schickten sie zurück.

„Man lebt hier mit viel Angst“, sagt Fatima. „Vielen Menschen macht das nichts aus, sie kennen den Krieg. Aber ich kenne ihn nur aus Geschichten.“ Fatima spricht schnell und lacht viel, ihre dunklen Haare haben hell gefärbte Strähnen. „Ich glaube nicht, dass es hier jemals Frieden geben wird“, sagt sie. „Anstatt sich zu vertragen, bekämpfen sie sich. Ich kann nicht verstehen, worum es eigentlich geht. Aber wir Roma dürfen uns nicht einmischen.“

Aus einer Plastikflasche gießt Fatima Wasser in ein Glas ein. „Dafür spare ich mein Geld“, sagt sie, „hier im Lager kann man das Wasser nicht trinken.“ Florim zerrt an ihrem Rock, er hustet und weint. Blass ist er und klein, zu klein für einen Einjährigen. „Eigentlich dachte ich, dass ich meinen Sohn in Deutschland auf die Welt bringen und ihm etwas bieten kann“, sagt Fatima. „Jetzt denke ich manchmal, dass es besser gewesen wäre, wenn ich ihn nie bekommen hätte.“ Fatima nimmt Florim hoch, wirft ihn in die Luft. Florim quiekt und lacht. <

Turkiyan und Mevros Jahirovic wurden 2005 aus Deutschland abgeschoben. Unten: Ein alter Herd wird zerlegt

